



**Predigtsskizze für das „Fest der Heiligen Familie“
St. Joseph Wedding, 26.12.2021, 10 und 12 Uhr**

P. Manfred Kollig SSCC

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn wir von unserer Familie erzählen: über welche Erlebnisse und Phasen unseres Lebens sprechen wir gerne? Die meisten Menschen klammern eine Phase gerne aus; die Phase der Pubertät. Weder über die eigene noch über die Pubertät der anderen sprechen wir gerne. Im heutigen Evangelium wird uns eine Geschichte aus dem Leben der Heiligen Familie erzählt. Diese greift genau eine Erfahrung mit dem pubertierenden Jesus auf. 12 Jahre ist er alt und setzt sich von Maria und Josef und der Pilgergruppe ab. Er geht seine eigenen Wege und probiert sich aus. Schließlich feiern wir ja, dass er ganz Mensch wurde, in allem uns gleich außer der Sünde. So hat er auch die Erfahrung der Pubertät mit uns geteilt.

Wie alle pubertierenden Jugendlichen kann Jesus seine Eltern nicht verstehen. Auf das Wort Mariens, dass sie ihn gemeinsam mit seinem Vater mit Schmerzen gesucht haben, reagiert er mit der Frage: „Warum habt ihr mich gesucht?“ Wir könnten ergänzen: Ich bin doch schon 12 und weiß, was ich tue.

Pubertierende machen nicht alles richtig, aber auch nicht alles falsch. Manchmal öffnen sie sogar den Erwachsenen die Augen und eröffnen ihnen neue Perspektiven. So sagt Jesus: „Wusstet ihr denn nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?“ Wir könnten auch sagen: Wusstet ihr nicht, dass ich letztendlich nicht euch, sondern Gott gehöre? Deshalb trennte er sich von seinen Eltern und der „Reisegruppe“ und blieb zurück im Tempel. Dort probiert er sich aus, indem er mit den Gelehrten spricht, sie befragt und ihnen antwortet. Und alle staunen.

In der 1. Lesung aus dem 1. Buch Samuel haben wir auch davon gehört, dass eine Mutter namens Hanna ihren Sohn Samuel im Tempel Gott übergibt. Lange hat sie um ein Kind gebetet. Nun, da sie Samuel geboren hat, sieht sie ihn als Geschenk Gottes und bringt ihn Gott zurück.

Es gilt für uns alle: Wir gehören nicht uns selbst, nicht den Eltern oder anderen Menschen. Wir gehören Gott. Als Jesus einmal gesagt wird, dass er aus dem Haus kommen möge, weil draußen seine Familie auf ihn warte, antwortete er: „Wer sind meine Mutter, meine Brüder und meine Schwestern? Wer den Willen Gottes tut, der ist für mich Mutter und Bruder und Schwester.“ Wer glaubt, dass er als Mensch letztendlich Gott gehört, der wird auch auf Gott hören; der wird gemeinsam mit anderen zu erkunden suchen, was Gott heute von uns will. Der wird die anderen Menschen als Schwestern und Brüder annehmen und mit ihnen eine Familie, eine Menschheitsfamilie bilden.

Schließlich sprechen wir nicht nur im Zusammenhang mit unserer Herkunftsfamilie oder den Beziehungen, in denen wir aktuell leben, von Familie. Wir gebrauchen auch den Ausdruck „Menschheitsfamilie“. Und als Katholikinnen und Katholiken sehen wir Kirche und Gemeinde als „Glaubensfamilie“. Darüber hinaus fühlen wir uns mit allen Christinnen und Christen ökumenisch als Schwestern und Brüder verbunden.

In diese Glaubensfamilie und in die Kirche sind wir von Gott selbst aufgenommen. Wir sind „Kinder Gottes“ und deshalb nicht als Freundinnen und Freunde, sondern als Schwestern und Brüder verbunden. Das bedeutet: Wir können uns nicht mehr „loswerden“. Selbst wenn wir uns nicht verstehen, unterschiedliche Meinungen und Interessen vertreten, bleiben wir Schwestern und Brüder. Denn unsere Beziehung ist nicht wie in Freundschaften gegründet auf selbe Meinungen, Erlebnisse und Sympathie, Überzeugungen und Interessen, nicht auf gemeinsame Vorlieben und Wünsche. Sie ist begründet in Gott, der uns zusammenführt. Aus diesem Geist sollten wir auch in unserer Kirche mit der Vielfalt von Meinungen und Überzeugungen umgehen. Selbst wenn wir uns nicht mögen, sind wir berufen, uns zu lieben.

In meiner Heimatstadt Koblenz lebte ein Mann, der vier Kinder hatte. Der jüngste Sohn war drogenabhängig. Mehr als 20 Jahre erlebte dieser Vater, der Witwer war, dass sein Sohn auf der Straße landete, obdachlos wurde und keine Perspektive hatte. Immer, wenn dieser Sohn am Tiefpunkt war, schellte er an der Tür seines Vaters. Über 20 Jahre hat er ihn immer wieder aufgenommen. Oft hat er ihn auch in der Stadt gesucht, meistens vergeblich. Wenn andere Menschen diesen Vater fragten, wieso er das denn tue, sagte er: Er gehört doch dazu. Nach über 20 Jahren kam dieser Sohn von den Drogen weg. Vielleicht, weil er immer zur Familie gehörte und sein Vater ihn spüren ließ: Du gehörst doch dazu.

Die diesjährige Preisträgerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, Tsitsi Dangarembga, sagte auf die Frage, ob sie Schwierigkeiten mit der Aufklärung hätte: Sie habe keine Schwierigkeiten mit der Aufklärung. Aber in Afrika würde man die Aufklärung weiterentwickeln. Vom „Ich denke, also bin ich“ zum „Wir denken, also sind wir“.

Machen wir das Wir stark. Wo das geschieht – auch in der Kirche –, werden wir noch nicht zu einer Heiligen Familie, aber doch schon zu einer Familie, die heilt.

P. Manfred Kollig SSSC, Generalvikar